



Nr. 1.

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“.

1922.

## Heuers Koll.

(Eine Osterstader Deichsage.)

Des großen Gottes starke Hand  
 Traf schwer das Osterstader Land.  
 Zu strafen frechen Uebermut,  
 Ließ steigen er des Wassers Flut.  
 Da hielt des Deiches breiter Wall  
 Nicht länger stand dem Wogenprall;  
 Die Fluten brachen in das Land,  
 Zum Hohn der schwachen Menschenhand.  
 Sie wühlten gierig auf den Grund  
 Zu einem tiefen, schwarzen Schlund  
 Und machten rings das Land umher  
 Zu einem weiten, wilden Meer.  
 Und ob man deichte Tag um Tag,  
 Die grause Tiefe gab nicht nach.  
 Der Winter stand schon nah' bevor,  
 Und breit noch klast des Deiches Tor.  
 Da tritt die weise Frau zum Koll  
 Und spricht zu dem verzagten Volk:  
 „Ihr habt den Himmel frech verhöhnt,  
 Nur Menschenopfer ihn versöhnt.  
 Den ersten, der vorübergeht  
 Aus Sandstedt oder Rechtenfleth,  
 Den werft hinab zur selben Stund,  
 So werdet füllen ihr den Schlund.“  
 Raum ist gefällt der harte Spruch,  
 Der stolze Heuer kommt zum Bruch.  
 Er hat das Unglück nicht gespürt,  
 Zur Rettung nicht die Hand gerührt.  
 Man wirft ihn in den Spalt am Deich  
 Und zwingt die Tiefe allhögisch. —  
 Der Heuers Koll — so heißt der Ort —  
 Im Volksmund lebt noch heute fort.  
 Und mancher, der vorüberkam,  
 Ein Stöhnen in der Nacht vernahm;  
 Es drang aus tiefem Grund empor  
 Gar schauerlich durch Schilf und Rohr.

Heinrich Mahler.

## Johann Lange, Begeßacks bedeutendster Schiffbaumeister und sein erstes Dampf- schiff „Weser“.

Von

Erich Kindervater, Bremerhaven.

„Der Buchstabe tötet!“ Ein Wort, das recht verstanden sein will, wenn es zu recht bestehen soll, und nicht recht hat, wenn man versteht, dem toten Buchstaben Leben zu geben.

Vor mir liegt ein altes vergilbtes Zeitungsblatt, das vor mehr denn 80 Jahren wohl von manchem Bremer Kaufmann mit Sehnsucht erwartet wurde, da es die Schiffsexpeditionen nach Adelaide, Hongkong, Kanton, Singapore, Galveston, New-Orleans, Newyork, Philadelphia, aber auch nach Hammerfest,

St. Petersburg, Pillau, Königsberg, Danzig und Stettin meldet, die der Schiffsmakler H. August Heineken anzeigt.

Aber nicht nur die Ferne fand hier Berücksichtigung, auch die „Oberweser“, Aller, Leine, Rethen-Schiffahrt“ wurde genau verzeichnet. Minden, Winden, Hameln, Carlshafen, Celle, Hannover und viele kleinere Orte fanden Erwähnung. Besonders interessant aber ist ein Fahrplan über die Dampfschiffahrt zwischen Bremen und Bremerhaven, der hier im Original folgt und sich auf das Jahr 1840 bezieht:

### Dampfschiffahrt

zwischen

BREMEN und BREMERHAVEN

durch die Dampfschiffe

BREMEN und TELEGRAPH,

Von Bremen: Von Bremerhaven:

|            |                |                  |      |                  |      |
|------------|----------------|------------------|------|------------------|------|
| Sonntag,   | den 14. April, | 11 Uhr Morg.     | Tel. | 8 Uhr Morg.      | Br.  |
| Montag,    | den 15. April, | 12 Uhr Mitt.     | Br.  | 9 Uhr Morg.      | Tel. |
| Dienstag,  | den 16. April, | 12 1/2 Uhr Mitt. | Tel. | 10 Uhr Morg.     | Br.  |
| Mittwoch,  | den 17. April, | 1 1/2 Uhr Nachm. | Br.  | 11 Uhr Morg.     | Tel. |
| Donnerst., | den 18. April, | 2 Uhr Nachm.     | Tel. | 11 Uhr Morg.     | Br.  |
| Freitag,   | den 19. April, | 2 1/2 Uhr Nachm. | Br.  | 7 Uhr Morg.      | Tel. |
| Sonnab.,   | den 20. April, | 3 Uhr Nachm.     | Tel. | 12 1/2 Uhr Mitt. | Br.  |

Die Abfahrt hier ist von der Kalkstrasse.

Lüdering & Co. für das Dampfschiff Bremen.  
 H. A. Heineken „ „ „ Telegraph.

„Bremen“ und „Telegraph“ waren Schiffe, die auf Johann Langes Werft in Begeßack erbaut wurden und die dem ersten Flußdampfer „Weser“, der am 20. Mai 1817 seine erste Fahrt machte, im Flußdienst folgten.

Ehe der Schiffbau an der Unterweser eine derartige Bedeutung erlangte, wie er sie heute besitzt, war in Begeßack bereits die Langesche Werft vorhanden, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts eine große Bedeutung besaß. Als hervorragender Schiffbaumeister verdient es Johann Lange, der Vergessenheit entrissen zu werden.

Aus seinem rastlosen Leben zu plaudern, seine mannigfache, von Talent und getragene Wirksamkeit zu zeigen, sein großes Verdienst um die Entwicklung des Schiffbaues an der Unterweser zu würdigen, mögen diese Zeilen hier Platz finden. Der „tote Buchstabe“ war es, der sie weckte.

Johann Lange war ein Begeßacker Kind und wurde als der einzige Sohn eines Schiffszimmermanns zu Begeßack am 1. März 1775 geboren. Seine Mutter, in zweiter Ehe verheiratet, war eine geborene Melchers von St. Magnus. Schon früh verwaiste der Knabe. Seinen Vater hat er nie gekannt. Seine Mutter starb im Jahre 1802. Johann Lange besaß eine angeborene Geschicklichkeit im Handwerke seines Vaters, und das war wohl mit der Grund, daß frühzeitig sich der Pate des jugendlichen Lange, der Zimmerbas Janssen, seiner annahm und ihn schon als Knaben auf seinem Zimmerplatze beschäftigte. So war er gewissermaßen Schiffbauer von Jugend an. Bei seinem Paten verbrachte er als fleißiger und aufmerksamer Lehrling seine Lehrzeit. Auf dem damals Sagerschen Platze wurden allerdings nur kleinere Schiffsbauten ausgeführt. Dennoch hat Johann Lange, der nach Janssens Tode 1802 als Werkmeister des Platzes der Witwe zur Seite stand, sowohl theoretische Kenntnisse als auch praktische Erfahrung in reichem Maße in diesem Betriebe gesammelt.

Im September 1803 schloß der junge Meister mit Anna Raschen aus St. Magnus die Ehe und fand in ihr eine Lebensgefährtin, die ihm getreulich zur Seite stand. Im Jahre 1806 mietete Johann Lange den damals Schröderischen Zimmer-

platz am Hafen, den er 1814 gleichzeitig mit dem Plaze am linken Ufer der Aue im Hannoverschen erwarb. Mit dieser Zeit begann die eigentliche Tätigkeit als selbständiger Schiffbauer.

Selbst die Zeit der Fremdherrschaft brachte in dem Betriebe keine Unterbrechung. Und dennoch wurde der Schiffbau durch die damals herrschende Kontinentalsperre in ganz eigenartiger Weise beeinflusst. An Stelle freier und friedlicher Kauffahrer für die offene See traten Fluß- und Küstenschiffe, die zweifachen Zwecken dienten. Einmal wurden Zollboote gebaut, dann aber auch Schmugglerfahrzeuge, die dem Schmuggelverkehr mit Helgoland und über die Watten oder auch landeinwärts dem Kanalverkehr zwischen Weser und Elbe dienten.

Da nahte die Befreiung Deutschlands vom Joch der Fremdherrschaft, und die Schifffahrt blühte auf. Da galt's für Lange, die Errungenschaften der Zeit kennen zu lernen. Das Jahr 1815 führte ihn zum Holzkauß nach Schweden und zurück über Königsberg und Danzig. 1816 wurde England aufgesucht. Bald nach seiner Rückkehr baute dann Lange das erste Dampfschiff, das je auf einem deutschen Strome gefahren ist. Das war ein Ereignis für die damalige Zeit, als die „Weser“, das war der Name des Fahrzeuges, auf dem königlichen Strome seine Probefahrten machte. Die Ankunft des ersten Dampfers von Amerika, des „Washington“, der am 19. Juni 1847 auf der Weser ankam, hat Baumeister Lange nicht mehr erlebt.

Nach einer Privatnotiz von Langes eigener Hand, im Sommer 1842 aufgezeichnet, hatte er bis dahin für bremische, oldenburgische, hannoversche und hamburgische Rechnung 200 See- und größere Stromfahrzeuge erbaut. Hinzukamen noch Boote, Schaluppen und Jollen 311 Stück und 17 Dielen-schiffe. Bis zu seinem Lebensende dürfte die Stückzahl der größeren Schiffe 210 erreicht haben. Fürwahr eine ansehnliche Zahl und ein rühmendes Zeugnis für Langes unermüdete Tätigkeit! Das letzte vom alten Meister Lange erbaute und zugleich auch das größte Schiff, die „Leontine“, erbaute er für die Bremer Firma D. H. Wätjen & Co.

Am 29. April des Jahres 1844 starb Johann Lange zu Begeßack. Wir entnehmen seinem Nekrologe wertvolle Angaben.

In gewaltigem Umfange wirkte sein Geschäft auf den Wohlstand der Bevölkerung ein. Im Sommer 1841 waren in Langes unmittelbaren Diensten 599 Mann beschäftigt, davon 94 an Bord seiner 4 Seeschiffe und der beiden Flußdampfschiffe, die den Verkehr mit dem aufstrebenden Bremerhaven vermittelten. Es waren dieses die Dampfschiffe „Bremen“ und „Telegraph“, von denen täglich je eines stromaufwärts oder stromabwärts fuhr. Lange besaß Werften zu Begeßack, Bremerhaven und Grohn.

Neben dem Schiffsbau war er vielfältig auch bei anderen Bauten: Brücken, Schleusen, Häusern und sonstigen Werken und Anstalten für sich und andere beteiligt. Wo es galt, etwas Neues einzuführen und Schwierigkeiten zu überwinden, da war Lange der gegebene Mann, und das damals gewaltige Langesche Trockendock, erbaut 1837 bis 1840 zu Bremerhaven, gab ihm manche harte Nuß zu knacken. Aber als er dann sein Werk vollendet sah, blickte er mit Stolz und Freude auf dasselbe. Ebenso war Lange Gründer mannigfacher Fabrikbetriebe, die später in die Hände seiner Söhne übergingen: einer Dampfmühle, einer Brauerei und Brennerei, einer Seifenfabrik und einer Transfiederei. Als Förderer des Verkehrs wurde die „regelmäßige Communication“ mit Bremerhaven eingerichtet, und durch die Grönlandsfahrten erwirkte der umsichtige Mann ein Wiederaufleben des nordischen Seehunds- und Wal-fischfanges.

So lag ein arbeits-, aber auch segensreiches Leben hinter dem Förderer deutschen Schiffbaues, als er die Augen zum ewigen Schlummer schloß. Er war der rechte Mann an der rechten Stelle, und sein Gedächtnis bleibt in Ehren.

## Bauernleben in alter Zeit

als Hintergrund der von W. Wiffers gesammelten  
plattdeutschen Märchen.

Von

Fr. v. Botfel, Hamburg.

Die Märchen Wiffers sind, mehr als die Grimmschen, ein getreues Abbild bäuerlichen Lebenslaufes und Schicksals. Wir sehen den Bauer bei der Arbeit, wie er in harter Fron Hand- und Spanndienste oder die herkömmlichen Naturalien als drückende Abgaben leistet, aber auch als Schlemmer bei den seltenen Festen mit ihren seit altersher überlieferten dörflichen fetten Speisen. Was an Lebensformen aus einer anderen Welt zur Darstellung kommt, ist immer vom bäuerlichen Gesichtswinkel aus erschaut, so auch das Verhältnis zur Natur. Reize nur klingen in diesem östlichsten Winkel Nordwestdeutschlands, in dem die Märchen erzählt und gesammelt wurden, der im Westen so scharf ausgeprägte Unterschied zwischen Marsch und Geest an. Ueberhaupt ist der landschaftliche Hintergrund der Märchen oft nur mit wenigen Strichen und dann meist in ganz herkömmlicher Weise gezeichnet. Meist handelt es sich bei der Landschaftszeichnung um Lehmkuhle und Graben, um Koppel und Knick,

Dornhecke und Holzweg oder um das Moor, „mit luter so'n ol Stubb'ns“. Auch die große Einsamkeit der Heide ist nur skizzenhaft mit den drei Bäumen angedeutet. Immer wieder aber ist von der Unendlichkeit des Waldes, in der man sich verirrt, die Angst und Grauen erweckt, die Rede. Auch von dem Wipfel des höchsten Baumes sieht man nur „holt un Heben“. Berge sind nicht unmittelbar erschaut und daher meist Stätten des Wunderbaren. Mit der Schärfe, die Naturkinder eigen ist, aber werden Wind und Wetter erschaut: Scharfes Frostwetter oder linde Maiennacht, heißer Sommersonnenschein und dorrrender Sommerwind oder saatenvernichtendes Unwetter: „Do treedt dat so swart up, un ward blißen un wedern, un ward regen, ganz gefährli. Un dat regent un regent immerlos en'n Dag und all Dog, un will gar ne wedder uphol'n“. Noch stehen die ungebrochenen Naturgewalten gleichmäßig neben der fruchtbarsten Arbeit des Menschen. Verhältnismäßig selten wird der umhegte Garten erwähnt. Blumen und Obst sind meist Wunderdinge. Aber doch ist die Landschaft mit ihren Buchenwäldern und Seen, mit den Wasserlöchern und Lehmstürzen, mit Hecken, Reddern und langgedehnten Koppeln, auf denen auch der Raps blüht, deutlich als die Ostholsteins bezeichnet. Etwas ferner liegt die See. Doch kennt man wohl die lange Fahrt auf endloser Wasserfläche, die umspülten Inseln, die Naturlaute der brüllenden Meeresflut und aus grauer Vorzeit auch noch die Gefahren des Seeraubes; Fischer- und Schiffergeschick finden in den Märchen hier und da ihre Darstellung.

Im vollen Licht der Wirklichkeit steht die Arbeit des Landmanns da. Der Bauer ist der Mittelpunkt des Märchens. Sein Wesen erfährt eine scharfe, weil aus eigenem Spiel zurückstrahlende Beleuchtung: Äußere Gelassenheit bei innerer Aufregung; sich verschließende Einsilbigkeit neben überredender Gesprächigkeit, wenn es den eigenen Vorteil gilt; gutmütige Geduld im Ertragen des Geschicks und zupackende Grausamkeit, wenn es einmal darauf ankommt, sich durchzusetzen; starkes, man möchte beinahe sagen, klassenbewußtes Selbstbewußtsein neben sich duckender Unterwürfigkeit, Hungerleidertum neben prohenhaftem Reichtum, eine zum Typus gewordene Mischung von frommer Einfalt und pfiffiger Schlaueit, zähe bei der Arbeit, aber kein Spaßverderber, wenn es einen Schelmestreich gilt — das ist der Bauer des Koloniallandes, der später hörig ward und in seinem Wesen grundverschieden ist von dem in jahrhundertalter Freiheit aufgewachsenen Dithmarscher. Und altertümlich, wie dieses Wesen des ostholsteinischen Bauern gegenüber der modernen Reizbarkeit erscheint, sind auch sein Haus und die Dorfsiedelung geblieben: ers kümmt de grot Del, un denn de Stuw dar op'n Enn' vör de grot Del to; de Prester steiht op'e Del bi den Bur'n sin Fru. Un as de Hans wis ward, do kladdert he en, twe, dre na de Hill' herop; das is so'n oldmodisch Hus weß, se hebbt abens in'e Röt eten; dar sitt'n lütt witt Ratt op de halw Dör, un de Per stah an'e Del. Noch trägt das Eigen die Hausmarke, noch gilt der Ofenplatz als der bevorzugte. Besonders aber — es wurde schon betont — ist die ländliche Arbeit der Hintergrund fast aller Märchen, und auch insofern sind sie altertümlicher als die Grimmschen. Immer wieder handelt es sich um Pflügen, Eggen, Säen, Mähen und Braken, um Dreschen, Korn-Reinigen und -Stechen, um Häckselschneiden, Vieh-Füttern und -Tränken, um Melken und Käsemachen und Hausieren mit Butter, Eiern und Holz, um Holz-Hacken und -Sammeln und -Knicken, um Beerenlesen und Backen, um Leinenbehandlung und Imkereit. Der Reichtum des Bauern sind die Erzeugnisse seines Feldes und Stalles; Krankheit, Hagelslag un veshüt bedrohen ihn.

Trotz der scheinbaren seelischen und sozialen Gleichförmigkeit der bäuerlichen Gesellschaft ist aber doch darin ein Ständeabstand deutlich bemerkbar. Auf der untersten Stufe steht der Hirte. Er gilt den Seßhaftgewordenen als Schweine-, Schaf- und Kuhhirt, und zwar so in von unten an sich erhebender Folge, als sozial minderwertig. Für den Knecht ist seine Tätigkeit eine Schande, die er den Entgleisten oder Einsilbigen überläßt. Doch auch die Tagelöhner sind meist Hungerleider, die für „fri Hüfung un Fuhr'n un'n Roh fri Foder un Weid“ Arbeitskraft und Freiheit verkaufen und doch oft zu dem auf dem Lande so unnatürlichen Felddiebstahl gezwungen sind oder dem Besenbinderelend anheimfallen. Selbst der dem Wirtschaftsverbande des Herrenhofes sicher eingegliederte „Halwknecht“ oder gar der „Buer-vagtsknecht“ erscheinen neben „de lütten Ratenbüs“, von denen vier eine Kuh halten, als Gehobene. Sie erhalten Lohn, freilich oft noch in Gestalt von Naturalien; denn Geld wer je knapp in ol'n Tiden, as de Ikenbahn dar noch nich weß is. Doch behagt diese bevorzugte Stellung im geschlossenen Dienst nur in jungen Jahren. Der alte Knecht empfindet bitter die herabsetzende Behandlung des Gesindes, der sich nur der geistig überlegene oder der besonders wert gehaltene Knecht, wohl auch schon der pfiffige Dienstknecht zu entziehen weiß; den ersteren gelingt es auch wohl, daß sie, „wenn de Mann dot blewen is, sit eni ward mit'e Fru“. Sonst müssen sie's mit dem Pächterelend versuchen. Man begreift darum, weshalb es sich in den Märchen immer wieder um die Frage handelt, woken de Bursted hebb'n schall; dem Herkommen gemäß fällt sie dem Ältesten zu, de jüings frich niks von den Hoff. Im ganzen ist es ein verflantes Geschlecht, von dem hier im Laufe der Jahrhunderte eins das andere ablöste. Das drängte sich mir besonders lebhaft auf, als ich mit einem Freunde einst Wiffers beste Märchenerzählerin, die alte Mutter

Schlör in Griebel aussuchte. Wir lasen aus ihrem Spüren einstiger Schönheit verratenden, aber von Gram und harter Arbeit zerstörten Antlitz das Gesicht ihrer seit Jahrhunderten unterdrückten Klasse, die keine mitleidige Reugier, sondern soziales Recht will. Wir gedachten ihrer Märchen vom „Fulbowal“, der das Sklavenjoch der Arbeit abwirft, die Fesseln des Standesvorurteils durchbricht, oder von dem „Edelmann un den Bur'n“, aus dem man das grimmige Hohlnachen der Schadenfreude über den übertölpelten junkerlichen Quälgeist hört. Eigenes und ihres Stammes Leid hatte ihrem sonst so gütigen Herzen eine Schärfe gegeben, die sie gewiß schon mehr als einmal die große Schicksalsfrage hatte tun lassen, wie es denn mit der Gerechtigkeit des Weltlaufes stehe. Und über den reichen Sommerregen der Flur rief ihre Seherinnenstimme die ehernen Worte des gewaltigsten aller plattdeutschen Märchen von „den gerech'n Valler“, das in seiner Monumentalität etwas von der Wucht Shakespearescher Tragödien hat.

Freilich nur im Märchen kommt dieses meist gleichmütige Geschlecht zu solcher Selbstbefreiung. Sonst ist die Sitte eingeschränkt vom Gang der Jahresarbeit. Von 78 Märchen bleiben 20 innerhalb rein bäuerlicher Verhältnisse. Allerdings schauen die Erzähler hier und da von einer gewissen Kulturböhe der Gegenwart herab auf rückständige Gewohnheiten alter Zeit: auf schlimme Unreinlichkeit, unnatürliche Gefährlichkeit, einige primitive Gewohnheiten beim Reinigen von Mund und Nase oder in der Haar- und Bartpflege, auf die alte Zeit mit ihren im Winter unzugänglichen Wegen, wo eine „schiere“ Straße, namentlich in den dichten Wäldern, als ein Wunder erschien und die „Haulöcher“ den Wagen immer hin und her schlagen oder sich fest fahren ließen, so daß die armen Pferde ihn vergeblich aus dem Dreck zu ziehen suchten. Derb und realistisch sind auch die Vorstellungen des Bauern vom Wohlleben: Ganzen Dag in'e Stuw sitten un immer fein in Tüg gahn, in Rutsch und Kaleschen föhr'n, witten Kohl un Hammelfleisch oder Klümp un Speck eten. Das Essen ist ihm nach harter Arbeit der eigentliche Genuß. Er bewundert im geheimen den sonst lästigen Vielesser unter seinem Gefinde und zehrt wohl sorglos darauf los, wenn er hat: En Dag vullop is all Dag' ten Arnot. Se dot sik rech wat to god bi dat Swinsfleisch, hebbt sik je so vel bipact hatt, dat se all dat diel Liew hat hebbt. Namentlich die Fettigkeit der Speise ist dem Norddeutschen aus der kalten Ecke die liebste Würze! Fetter as fett, dat is je wul, wenn'n sik'n Bodderbrot smert mit Wuf op un denn noch'n Stück Speck to oplecht. Und die Eintönigkeit des bäuerlichen Küchenzettels, wie ihn der eigene Haushalt gibt, tut dieser Genußfreudigkeit keinen Abbruch. Es ist noch die Speisenfolge der Naturalwirtschaft. „Klümp un Kantüffeln“ bleiben selbst dem weitgereisten Abenteuer eine liebe Jugenderinnerung; er läßt sie sich von seiner Mutter bereiten. Auch die Eßgewohnheiten des Bauern sind etwas vorweltlich: die Fischgräten werden vom Tisch gestrichen, der Finger spielt bei dem Zumundbeführen eine wichtige Rolle, das Baden geschieht im eigenen Betriebe und nicht immer nach strengen Gesundheitsregeln. Ebenso alt hergebracht sind die Getränke, Erzeugnisse der Viehwirtschaft oder der Branntwein; Bier wird in der Stadt getrunken, und der Wein ist ein Festgetränk. Die Wirtschaftsverhältnisse sind primitiv und nur auf die Verhältnisse des Vorüberwandernden oder Fahrenden berechnet. „Se nehmt ers noch en'n un drinkt sik Mod, stat je bi'n Drunk mennimal vel herut, besunnes wen' s' sit dun matt“. Sonst beschränkt sich der gesellige Verkehr meist auf das „op Nawerschop gan“ oder auf die Schlachtfeste. Dabei bleibt man meist unter sich, das andere Dorf ist schon eine andere Welt. Das „Gafbot“ ist unter den Bauern eine Ausnahme, wird dann allerdings weidlich ausgenutzt. Von Dorffesten im Freien, wie sie dem Süden oder der Mitte Deutschlands eignen, ist wenig die Rede; das Klima ladet nicht dazu ein, die Vorstellung vom höfischen Ball entspricht dem bäuerlichen Tanzvergnügen; er ist der Heiratsmarkt. Das größte Fest im Dorfe ist die Hochzeit, „de Köß“. Sie wird auf der großen Diele abgehalten und dauert acht Tage. Vorher gibt es das „Struckenbau'n“; für die Ausschmückung am „Kößhus“ mit frischem Grün und all die zu kochenden Herrlichkeiten wird ein großer Holzvorrat zugehauen. Freilich für den niederen Stand der Hörigen muß der Herr erst die Heiratserlaubnis geben, oder er gibt die Paare zusammen, wie es seinem Vorteil entspricht. Auch die Märkte des größeren Dorfes oder der nahen Stadt geben nicht nur Geschäfts-, sondern auch Festgelegenheit. Da kann sich die Freude am waghalsigen Wetten ergiebig auslassen. „Hus un Hoff“ wird manchmal gegenseitig, und man verschmäht als Partner selbst den Teufel nicht. Diese Lust, die ja schon Tacitus erwähnt, ist noch immer lebendig. Aus dem untersten Seelen Grunde des Bauern kommt auch das Wohlgefallen am schönen Gespann oder am Reitpferd, das allerdings nur der reiche Bauer bestiegt. Seine Tochter erhält auch Pferde mit zur Aussteuer, und es gilt für eine Schande, „dat Brütperd“ zu verkaufen. Selten nur wird von Waffen in den Händen des Bauern berichtet; das alte Recht der Wehrhaftigkeit ist längst dahin. Nennlich, selbst im Vergleich zu den Ratenleuten, sitzt der Handwerker in den entlegenen Dörfern, der Schneider, trotz seiner Pflichtigkeit die Zielscheibe des oft plump grausamen Wizes. Mit Unbehagen sieht der Bauer den Snurrer um sein Gehöft streichen oder die Hausierer, zu denen auch noch der „drüppendreger“, der Apotheker, gehört, und die Eintieger oder die „reissen Mustanten“

bei sich weilen, obgleich aus alter Spielmannszeit her die Handwerksburschenkameradschaft ein romantischer Schimmer umkleidet.

Die Stadt ist fern, und der Bauer fühlt sich ihren in bäuerlichen Dingen meist unerfahrenen Bewohnern oft mit schelmischem Humor überlegen. Am besten kennt er noch die Welt der Kleinstadt mit ihrem Handwerker- und Honoratiorenwesen von den verschiedenen Besuchen her. Er hat eine Vorstellung von der Höhe des in Geld ausbezahlten städtischen Arbeitslohns oder vom städtischen Haushalt und den Wohnverhältnissen, der Kellernwohnung, dem städtischen Ausschank, den städtischen Speisen, dem massenhaften Abbruch der Häuser und ihrem Wiederaufbau, den Auslagen in den Ladenfenstern „bi den Koppmann gegen de Pump öwer“. Er ist auch wohl vertraut mit den Leiden und Freuden der städtischen Ehe, die nicht immer mehr die Arbeitsgemeinschaft wie in der bäuerlichen ist, mit der städtischen Erziehung, die dem heranwachsenden Knaben viel mehr Wahlfreiheit läßt und dem Wirte zum Beispiel erlaubt, seinen Sohn über seine eigene Umwelt emporzuheben, ihn auf die Universität zu schicken. Er kommt wohl auch in die unangenehme Berührung mit der städtischen Polizei, sucht oft Hilfe in der Stadt bei Arzt und Apotheker und sieht mit einigem Neid auf das Wohlleben des Städters, seine Speisen und Weingelage. Aber im ganzen ist ihm das doch eine fremde Welt, in der er mit seiner Erkenntnis und Empfinden nur an der Oberfläche bleibt. Von tiefstem Mißtrauen ist sein Verhältnis zu den höheren bürgerlichen Ständen getragen, de sein'n Lüüd mi't'n witte Boß un'n goll'n Red. Wenn die Umstände günstig sind, übt er an ihnen seinen Spott aus oder beweist ihnen seine Ueberlegenheit im Bereich seiner Erfahrung und seines Könnens, ja tritt ihnen mit Unverschämtheit entgegen als Vergeltung für die Mißachtung, die sie seiner veralteten Seelenart und Sitte entgegenbringen, und von der er sich so oft pressen lassen muß: „De annern hebbt dat geld un ik heff dat feld.“

Viel näher steht ihm der große Herr des Landes, sein Grundherr, dem er Hand- und Spanndienste leisten muß, und der noch immer in harter Unerbittlichkeit dingliche Abgaben von ihm fordert oder durch seine Dienstleute, den „Schriwer“, den Inspektor oder Amtmann von ihm fordern läßt. Verhältnismäßig selten nur wagen sich Schwanke und Schnurren an den Edelmann heran, der wie ein stets Gefahr drohendes Verhängnis über dem Bauern waltet. Für ihn ist die Jagd, und Jagd- und Holzfrevel werden schwer geahndet, meist durch Prügelstrafe. Der reiche Herr, de vel Göder hett, ist ein Leuteschinder, dem der Bauer als Spielzeug dient, der in seinem Uebermut Frauen vor den Pflug spannt. Wenn er mit seinesgleichen zusammen sitzt, denn snackt se öwer ehr Lüüd' und sind ihres Ahnenstolzes froh, über den der Bauer sich in gefalzenen Worten oft lustig macht. Behäbig sitzt der Edelmann auf seinem Sitz „mit vel Linn'nööm na'n hof herop“, mit Zugbrücke und Rondeel un'n Gar'nhus davor, mit Saal und Kammern darin. Noch hatten seinem Leben allerlei ritterliche Gewohnheiten an; er erscheint in altertümlicher Rüstung, hält sich einen vollbesetzten Marstall mit Kutscher, Reit- und Stallknecht und für sein Schloßleben einen Hofnarren, liebt die Reitsport und eine gutbesetzte Küche. Aber der Bauer kennt auch den verarmten Adligen mit den unbegebenen Töchtern, die den Wohlhabenden aus bäuerlichem Geschlecht nicht verschmähen. Und der Edelmann mit seinem massigen Aberglauben und kleinlichen Eigennutz wird von dem geduckten Bauerngeschlecht auch nicht selten übertölpelt. Bei solcher Darstellung im Märchen treten die persönlichsten Regungen der Bauernseele zutage. Man merkt den Eindruck der schlimmen Wirklichkeit.

## Winterernte.

Von

Konservator Fr. Pleitke, Seestemünde.

Die Fruchtzapfen der Kiefer, in der Bremervörder Gegend im Volksmunde „Dannappel“, weiter südl. „Fuhrenappel“, genannt, scheinen in unserer engeren Heimat, soweit ich bisher habe in Erfahrung bringen können, nie zum Verkauf gesammelt worden zu sein, während sie in anderen Heidegebieten, besonders in der Lüneburger Heide, früher in großen Mengen in den Handel gebracht wurden, natürlich nicht, um verspeist zu werden, sondern, um daraus auf besonderen „Dorren“ die Samen „auszuzugeln“, wie der forsttechnische Ausdruck dafür lautet.

Besonders vor etwa 50 Jahren, als man für die großen Aufforstungen in der Heide viel Kiefern Samen gebrauchte, wurden die Zapfen von den Händlern in großen Mengen aufgelaufen und auch verhältnismäßig gut bezahlt. Allein im Lüneburgischen wurden damals jährlich im Durchschnitt etwa 800 Zentner Kiefern Samen gewonnen; eine große Kugelanstalt in Darmstadt lieferte alljährlich sogar an 1200 Zentner und versorgte nicht allein Deutschland damit, sondern setzte ihn auch nach allen Ländern der Erde hin ab.

An dem Sammeln der Zapfen beteiligten sich damals aber hauptsächlich nur die „kleinen Leute“, die neben ihrer Landwirtschaft noch zu verdienen mußten. Die Bauern hielten es meistens

unter ihrer Würde, sich an dieser Ernte zu beteiligen, obwohl der gute Verdienst, der sich dabei erzielen ließ, sie wohl reizen mochte.

Da die Zapfen nicht vor Anfang Dezember ausgereift sind, handelte es sich um eine Winterernte im wahrsten Sinne des Wortes, die auch bei großer Kälte nicht unterbrochen wurde; nur Schneefall, Raureif und Glätte zwangen die „Föhrenappelpflücker“, daheim zu bleiben und sich mit Dreschen oder Flachsarbeit zu beschäftigen.

Besonders bei scharfem Ostwind war die Arbeit der Zapfensammler nicht leicht und angenehm. Am meisten hatten dann die Hände zu leiden, die bald vor Frost starren und tiefe Hautrisse aufwiesen.

In den Weihnachtsferien zogen auch wir Jungen bei günstigem Wetter mit hinaus in die Heide, um uns an der Ernte zu beteiligen. Sie hatte nicht allein der Extragroschen wegen, die wir damit erwarben, einen besonderen Reiz für uns, sondern auch das tagelange Umherstreifen in der winterlich einsamen Heide zog uns mächtig an. Noch heute erinnere ich mich jener wundervollen Wintertage mit ganz besonderer Freude! —

Draußen segt ein scharfer Ostwind über die kahlen Felder, die sich zwischen dem kleinen Dörfchen und der weiten, bewaldeten Heide ausdehnen. Es ist noch dunkel, aber die Dorfleute sind schon an der Arbeit. Hier hört man das Geklapper der Dreschfelge, dort das Geratter der Flachsbrechmaschinen.

Auf der Landstraße, die durch die Felder die Anhöhe vor der Heide hinauführt, hört man in der Dunkelheit nur das Geräusch unserer Schiebkarre auf dem hart gefrorenen Boden. Hin und wieder bringt das Rad einen quiekenden Ton hervor, der weit hin vernehmbar ist. Hell erklingen auch unsere Tritte durch den einsamen Morgen; denn unsere Stiefel sind mit dicken hölzernen Sohlen versehen, die die Füße besser warm halten als Ledersohlen.

Gesprochen wird kein Wort, bis der Föhrenwald erreicht ist, der Schutz vor dem Winde bietet. Der Unterschied der Temperatur in Feld und Wald ist so erheblich, daß es uns fast vorkommt, als wären wir in eine warme Stube getreten. Nun beginnt es allmählich zu dämmern. Wie biegen mit unserer Karre von der Landstraße in einen schmalen Waldweg ein, der uns bald an die Arbeitsstätte führt. Unsere Gesichter sind vom Ostwind gerötet; aus den Augen strahlt die Lebensfrische und Arbeitslust. Nun frisch an die Arbeit, damit uns die Kälte nichts mehr anhaben kann!

Jeder trägt einen leinenen Beutel an der Seite, dessen Riemen über die rechte Schulter gehängt ist. Die Erwachsenen holen ihre hohen, aber leichten Leitern aus dem Dickicht, lehnen sie an die schlanken Föhren und beginnen hinauf zu steigen, um oben in dem Wipfel mit dem Pflücken der harzigen Früchte zu beginnen, während wir Jungen uns an die niedrigen Büsche machen, deren Früchte von der Erde aus zu erreichen sind. Sitzen sie höher, so bedienen wir uns eines Hakens zum Herabziehen der Zweige, oder wir klettern auch flink hinauf in die Kronen der höheren Büsche. Ist der Beutel an der Seite zu schwer geworden, so wird er in den Sack, der auf der Karre steht, entleert.

Da zwischen den älteren, ziemlich dicht stehenden Föhren kaum niedriges Gebüsch zu finden ist, sind wir Jungen darauf angewiesen, unsere Ernte meist weit ab von den Erwachsenen zu halten, wo der Föhrenwald lichter und jünger ist. Lange an einer Stelle auszuharren, wird der Jugend meist schwer; so erging es auch uns. Am liebsten schweiften wir bei der Arbeit umstär umher, immer hoffend, daß weiterhin noch bessere und reichere Ausbeute zu machen sei.

Zuweilen vergaß man auch wohl ganz seine Arbeit und verfolgte die Fährten der Waldtiere, der Rehe, Hasen, Füchse und Dachse, mit deren Lebensweise jeder aufs beste vertraut war, oder dieser und jener stand in Gedanken versunken und lauschte dem dumpfen Rauschen der alten Kiefern und dem Gehäusch des Windes in den mehr einzeln stehenden Kuffeln. Die märchenhafte Waldeinsamkeit umspann uns mit ihren Zaubersäden, die eigene Phantasie entfaltete leise ihre Schwingen, und ein träumendes Versenken in das Naturleben im Walde nahm unsere Seele ganz gefangen, bis dann plötzlich ein lauter Zuruf von den Erwachsenen uns daran erinnerte, daß man sich schon lange nicht mehr bei der Karre hatte sehen lassen.

Zweimal am Tage aber wurden alle durch den wohlklingenden Zuruf zu den gemeinsamen einfachen Mahlzeiten zusammengeführt, die, um sich warm zu erhalten, im Umhergehen eingenommen werden mußten. Ha, wie das schmeckte, was die gute Mutter für den Tag eingepackt hatte!

Jetzt war auch Gelegenheit, mit den Fragen, die einem auf der Seele brannten, den Erwachsenen näher zu treten, besonders Willigen Vater, der fast stets unsere unerschöpfliche Neugier befriedigen konnte.

Nur nach dem Hofe seiner Eltern jenseits der Heide durfte man nicht fragen, denn sonst wurde er, wie wir aus Erfahrung wußten, leicht still und einsilbig und ging früher, als er es sonst nach der Mahlzeit zu tun pflegte, wieder an die Arbeit. Und das hatte seinen guten Grund, wie alle im Dorfe wußten. Er hatte es eigentlich nicht nötig, sich an dieser Arbeit zu beteiligen, die ihn als zu den „kleinen Leuten“ gehörend kennzeichnete, und er hatte sich auch wohl nur schwer dazu entschlossen; denn er kamnte aus einem der größten Bauernhöfe des Nachbarorfes.

Während sein ältester Bruder den Hof erbte, hatten er und seine zahlreichen Geschwister sich mit einer geringen Abfindung begnügen müssen. Mehrere seiner Brüder hatten es vorgezogen, nach Amerika auszuwandern; er aber hatte sich nicht von der Heimat trennen können, und er hoffte, auch hier wieder in die Höhe zu kommen, indem er seine Abbaustelle durch Landankäufe vergrößerte, um damit wieder in den Rang der Bauern aufzurücken. Dies war sein einziges Lebensziel, dem sich bei ihm alles andere unterordnen mußte. Keine Gelegenheit zum Verdienst durfte deshalb unbenutzt gelassen werden. Er wußte wohl, daß bei seinen Heimatgenossen sich die Achtung schon wieder einstellen werde, wenn er es ihnen nur erst gleich tun konnte an Geld und Gut, sofern dieses sonst auf ehrliche Weise erworben wurde.

Unter diesen Umständen konnte man es ihm wohl nachfühlen, daß er als „Föhrenappelpflücker“ nicht gern an den ältesten Bruder erinnert sein mochte, den Großbauern auf dem alten Hofe, der schon seit Jahrhunderten, zuerst als Lehnshof des Landesfürsten und später als freies Eigentum, seiner Familie gehört hatte. Dort brauchte man nicht mit der Winterernte auf einsamer Heide zu rechnen, dort genügte die segenschwere Sommerernte.

## Zwei Vieländer Sagen.

### Ritter Reinke.

Hinter dem Bismarkturm in der Schiffdorfer Feldmark liegt „Kleinholz“. So nennt es die Geestemünder Jugend, die gerne dahinwandert, um zu spielen. Die Schiffdorfer sagen freilich Reinken Heide und wissen auch eine Sage zu erzählen von dem Ritter Reinke, dessen Burg hier einst gestanden hat. Nicht weit von der Stauschleuse, auf dem „Windhuser Berg“, wird noch die Stelle gezeigt, wo einstmals eine Wasserburg lag. Als vor etwa zwanzig Jahren der Dampfzug einen Teil des alten Burgplatzes umpflügte, da wurden noch Steine und Scherben zutage gefördert. Heute ist die Stätte mit Gras bewachsen, und schwarzbuntes Vieh weidet dort, wo einst die Mauern der Burg trozig in die Geestniederung schauten.

Wie die Burg zerstört wurde, darüber berichtet die Sage:

Der Ritter Reinke ritt jeden Sonntag nach der Kirche in Schiffdorf. Die Glocken durften erst geläutet werden, wenn er über den „Bütteler“ ins Dorf einritt. So lautete sein strenger Befehl. Eines Sonntags erschien der Burgherr nicht. Als die Gemeinde eine Stunde gewartet hatte, ließ der Pastor läuten. Die Klänge drangen weihewoll durch den stillen Morgen und stimmten zur Andacht. Sie trafen auch das Ohr des Ritters, als er auf dem Wege nach der Kirche beim „Saalackersbaum“ angelangt war. In seinem Herzen regte sich keine Andacht, sondern wilder Zorn über den Ungehorsam des Geistlichen. Er gab seinem Roß die Sporen und sprengte in die Kirche, wo er den Pastor auf der Kanzel erschöpf; dann ritt er nach seiner Burg zurück.

Ob der furchtbaren Tat saß die Gemeinde wie erstarrt. Endlich löste sich der Bann, der alle gefangen hielt, und ein heiliger Zorn gegen den Frevel besetzte die Herzen. Die Männer holten ihre Waffen, zogen vor die Burg, eroberten sie und ließen keinen Stein auf dem andern. Der gottlose Ritter wurde erschlagen.

Gottes Gericht hatte gewaltet.

Der Name des Ritters lebt aber in der Flurbezeichnung „Reinken Heide“ fort.

\* \* \*

### Das Friesengrab.

Nördlich von Schiffdorf macht die Geeste einen großen Bogen. Er umspannt eine fruchtbare Wiesenfläche, die den Flurnamen „Windhusen“ führt. In der Nordwestecke ist eine kleine Erhöhung, die im Volksmunde „Friesengrab“ heißt. An dieses Grab knüpft sich folgende Sage:

Im 9. und 10. Jahrhundert kamen die Normannen auf schnellen Schiffen über das Meer gefahren, drangen in die Flüsse ein und überfielen Städte, Dörfer und Burgen. Auch das Viefand blieb nicht verschont, war es doch durch seine Lage ihren Angriffen ganz besonders ausgesetzt.

Eines Tages fuhr ein Normannenschiff die Geeste hinauf und legte da an, wo jetzt das Friesengrab liegt. Die Normannen verließen das Schiff und überfielen die Ritterburg auf dem Windhuser Berg, nicht weit von der Geeste. Die Burg wurde genommen und ausgeraubt. Mit Beute beladen traten die Räuber den Rückweg an.

Unterdes war die Kunde von dem Ueberfall der Burg nach Schiffdorf gedrungen, und bewaffnete Bauern verfolgten die Normannen. Am Liegeplatz ihres Schiffes wurden sie eingeholt, und zwölf von ihnen wurden erschlagen. Den übrigen gelang es, ihr Schiff zu erreichen, das die Bauern nicht nehmen konnten.

Die Leichen der Erschlagenen wurden am Ufer der Geeste eingescharrt, und die Stätte heißt bis auf den heutigen Tag das Friesengrab.

H. Mahler, Geestemünde.